

(Nachdruck verboten.)

58]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

So heftig war die allgemeine Erregung, daß Massias und Sabatani mit Weglassung aller überflüssigen Schliche, da jetzt die wahre Lage Gegenstand aller Klatschereien war, unumwunden mit Saccard redeten und dann eilig seine letzten Ermahnungen weitertrugen, der eine an Nathansohn unter der Säulenhalle, der andre an Mazaud, der noch im Maklerzimmer stand.

Es war zehn Minuten vor ein Uhr; Moser, der erdfahl hereinkam, weil in der vorigen Nacht eine heftige Leberkolik ihm den Schlaf geraubt hatte, äußerte Billeraukt gegenüber, heute sehe alles gelblich und krank aus.

Billeraukt lachte laut auf; in bedrohlicher Nähe der Unglücksfälle pflegte er sich zu Brählereien aufzuschwingen, die eines fahrenden Ritters würdig waren.

„Sie sind's ja, mein Lieber! Sie haben wohl Kolik? Alles ist ganz fröhlich gestimmt, heute wollen wir Euch Baissiers eine jener Trachten Prügel verzapfen, an die man lange denkt.“

In Wahrheit blieb in dem fahlen Tageslicht und in der allgemeinen Angst der Saal unheimlich düster, was man besonders an dem schwächeren Stimmengesumme merkte. Das war nicht mehr der fröhliche Lärm der großen Haussfeste, die erregte Gast, das laute Getöse einer überallhin siegreich vordringenden Meerflut. Man rannte nicht mehr, man brüllte nicht mehr, man schlich und flüsterte wie im Hause eines Kranken. Obwohl die Menschenmenge bedeutend war und man schon im Gedränge ersticke, erhob sich bloß ein kummervolles Gemurmel, — das Geflüster der umlaufenden Befürchtungen, der Trauernachrichten, die man sich ins Ohr raunte. Viele schwiegen ganz; bleich und mit verzerrten Zügen suchten sie mit ihren weitstarrenden Augen die andren Gesichter verzweiflungsvoll auszuforschen.

„Salmon, Sie sagen nichts?“ fragte Billeraukt voll neckenden Hohnes.

„Allerdings,“ murmelte Moser, „so wenig wie die andren; er hat nichts zu sagen, weil er Angst hat.“

Heute, in der gespannten und stummen Erwartung aller, hatte in der That niemand mehr vor Salmons Schweigen Angst.

Dagegen drängte sich um Saccard eine Flut von Kunden, die vor Ungewißheit bebend ein gutes Wort zu erhaschen suchten. Später fiel es auf, daß Daigremont sich nicht gezeigt hatte, ebenso wenig der Abgeordnete Suret, der wiederum Rougons getreuer Begleithund geworden war und ohne Zweifel einen warnenden Wink bekommen hatte. Kolb stand unter einer Gruppe von Bankiers und war anscheinend in einem bedeutenden Arbitragegeschäft vertieft. Ueber den Wechselfällen des Schicksals erhaben trug der Marquis de Bohain gelassen sein blaßes Aristokratentöpfchen spazieren; er war sicher, auf jeden Fall zu gewinnen, da er Jacoby beauftragt hatte, ebensoviel Univerfelle zu verkaufen, als Mazaud für ihn zu kaufen beauftragt war. Von der Schar der andren, der Vertrauensseligen belagert, zeigte sich Saccard besonders liebenswürdig und beschwichtigend gegen Sedille und Maugendre, die mit zuckenden Lippen und thränenfeuchten Augen bei ihm um die Hoffnung auf Sieg bettelten. Er drückte ihnen kräftig die Hand und legte in diesen Händedruck das rückhaltlose Versprechen eines Sieges. Hierauf begann er, wie ein Mensch mit unwandelbarem Glück, der gegen jede Gefahr gefeit ist, über eine erbärmliche Kleinigkeit zu jammern.

„Sie treffen mich in tiefer Verstörung. Bei dieser gewaltigen Kälte hat man in meinem Hofe einen Kamelienstock stehen lassen, und jetzt ist er erfroren!“

Das Wort lief im Saale um; alles war über diesen Kamelienstock gerührt. Welch ein Mann, dieser Saccard! Stets die gleiche, kaltblütige Zuversicht und stets die lächelnde Miene, ohne daß man recht wußte, ob es nicht bloß eine angenommene Maske war, um die großen Besorgnisse zu verdecken, die jeden andern zu Tode gemartert hätten!

„Dieser Mensch! Wie groß er dasieht!“ murmelte Zantrou dem zurückkehrenden Massias ins Ohr.

In eben diesem entscheidenden Augenblick rief Saccard Zantrou heran, von der Erinnerung an jenen Nachmittag überwältigt, da er mit Zantrou den Wagen der Baronin Sandorff in der Rue Brongniart halten sah. War er wieder an diesem kritischen Tage zur Stelle? Behielt der Kutscher auf seinem hohen Sitz unter dem strömenden Regen immer noch seine steinerne Regungslosigkeit, während die Baronin hinter den geschlossenen Fenstern der kommenden Kurse harrete?

„Natürlich ist sie da,“ erwiderte Zantrou halblaut, „und von ganzem Herzen mit Ihnen, fest entschlossen, um keine Fußbreite zu weichen. . . Wir alle sind zur Stelle, fest auf unserm Posten!“

Saccard freute sich über diese Anhänglichkeit, obwohl er die Uneigennützigkeit der Dame und der andren anzweifelte. Uebrigens glaubte er in der Verblendung seines Fieberwahns immer noch dem Siege entgegenzuschreiten, mit seinem ganzen Volke von Aktionären hinter sich, dem behörten und berauschten Volke der Niedrigen und der Vornehmen, indem die schönen Damen von der gleichen Glaubensbegeisterung wie ihre Mägde sich hinreißen ließen.

Endlich erscholl das Glockenzeichen. Dem Jammergeheul einer Sturmglocke gleich erbrauste es über dem entsetzten Gewoge der Köpfe. Mazaud, der an Flory Weisungen gab, kehrte rasch zum Parkett zurück, während der junge Mann um seiner selbst willen hoch erregt zur Telegraphenstelle stürmte; seit einiger Zeit war er nämlich infolge der Hartnäckigkeit, womit er sich an das Schicksal der Univerfelle heftete, im Verlust. Heute wagte er den entscheidenden Schlag, und zwar auf die Geschichte von Daigremonts Dazwischentunft hin, die er im Geschäft hinter einer Thüre erlauscht hatte.

Schon hatten sich vereinzelt Krache eingestellt; schon zeigten sich auf dem überladenen und erschöpften Markt allenthalben klaffende Risse. Sollte denn wiederum eine jener großartigen Katastrophen, die alle zehn bis fünfzehn Jahre wiederkehren, eine jener tödlichen Krisen der zum akuten Fieber ausgearteten Spielwut eintreten, welche die Börse decimiert und wie ein Hauch des Todes darüber hinsetzt? Im Renten- und Kassamarkt erklang das Schreien wie ersticht, wurde das Gedränge heftiger, von den hohen, schwarzen Gestalten der Kommissare überragt, welche mit der Feder in der Hand in wartender Haltung dasaßen.

Sofort bemerkte Mazaud, dessen Hände die rotsummetene Brüstung umklammerten, seinen Kollegen Jacoby, der von der andren Seite her mit seiner Wajstimm rief:

„Ich gebe Univerfelle. . . Zu zweitausendachthundert gebe ich Univerfelle!“

Das war nämlich der letzte Kurs der kleinen Abendbörse; um der Baisse sofort Einhalt zu thun, hielt es Mazaud für geraten, zu diesem Preise zu nehmen. Seine schrille Stimme erhob sich und übertönte alle übrigen.

„Zu zweitausendachthundert nehme ich. . . dreihundert Stück! . . .“

Damit war der Anfangskurs festgesetzt. Indessen war es ihm unmöglich, diesen zu halten. Von allen Seiten strömten die Angebote herbei. Verzweiflungsvoll kämpfte er eine halbe Stunde ohne andren Erfolg als den, das rasche Sinken zu verlangsamen. Zu seiner Ueberraschung wurde er von der Coullisse nicht unterstützt. Wo blieb denn Nathansohn, auf dessen Kauforders er wartete? Erst später erfuhr er die schlaue Taktik desselben: durch seinen jüdischen Spürsinn von der wirklichen Lage verständigt, verkaufte er auf eigne Rechnung, während er für Saccard kaufte.

Massias, selbst als Käufer stark engagiert, kam atemlos mit der Meldung von der Niederlage in der Coullisse zu Mazaud gerannt; dieser verlor dadurch den Kopf und verschob seine letzten Patronen, indem er mit einem Schlag alle Orders ansrief, die er bis zum Eintreffen der Hilfstruppen abteilungsweise abzugeben beabsichtigte. Infolgedessen stiegen die Kurse ein wenig und kamen von zweitausendfünfhundert mit den unsinnigen und unerwarteten Sprüngen der stürmischen Lage wieder auf zweitausendsechshundertundfünfzig. Einen Augenblick noch erwachte schrankenlose Hoffnung in den Herzen Mazauds, Saccards und aller derjenigen, die das Geheimnis vom Schlachtplan kannten. Wenn schon jetzt der Kurs wieder in die Höhe ging, so war der Tag gewonnen, und



Der Sieg mußte überwältigend sein, sobald die Reserbetruppen die Baissiers in der Flanke nehmen und ihre Niederlage in entscheidende, regellose Flucht verwandelt würde. Eine Bewegung der Freude ging durch den Saal: Sébille und Maugeudre hätten am liebsten Saccards Hände gefüßt, Kolb trat näher, während Zantrou verschwand, um eiligen Laufs der Baronin Sandorff die gute Nachricht zu bringen. Im gleichen Augenblick sah sich der kleine Flory freudestrahlend nach Sabatani um, — dieser war jetzt sein Vermittler — um ihm einen neuen Kaufauftrag zu geben.

Schon hatte es zwei Uhr geschlagen; Mazaud, der allein die Wucht des Angriffes aushielt, wich wieder langsam zurück. Es wuchs sein Erstaunen über die Verspätung der Hilfstuppen, die immer noch nicht ins Gefecht rücken wollten. Es war hohe Zeit; warum zögerten sie denn, ihn aus der unhaltbaren Stellung zu befreien, in welcher er seine ganze Kraft erschöpft? Wenn er auch aus amtlichem Stolz eine gelassene Miene zur Schau trug, so fühlte er doch eine eisige Kälte zu seinen Wangen emporsteigen und fürchtete, sein Gesicht könnte erblaffen. Mit donnernder Stimme fuhr Jacoby fort, ihm in methodisch abgestuften Abteilungen seine Angebote zuzurufen, die er nicht mehr aufnahm. Seine Blicke waren nicht mehr auf ihn, sondern auf Daigremonts Vertreter Delaroque geheftet, dessen Schweigen er nicht begriff. Ueber die gestrige Orgie beseligt lächelnd, verbarnte der dicke und stämmige, rotbärtige Delarocque immer noch in seiner unbegreiflichen abwartenden Haltung. Müßte er nicht im nächsten Augenblicke all diese Angebote aufgreifen und noch alles retten durch die Kaufaufträge auf den Zetteln, die seine Hand übermäßig füllten?

Mit einemmal warf sich Delaroque mit seiner citrés heiseren Kehlkopfstimme in den Kampf.

„Ich gebe Universelle ...“

Und binnen wenigen Minuten bot er für mehrere Millionen Universelle aus. Einzelne Stimmen antworteten ihm, die Kurse stürzten.

„Zu zweitausendvierhundert gebe ich ... Zu zweitausenddreihundert ...“

„Wie viel?“

„Fünfhundert ... Sechshundert ...“

Was sprach er denn? Was ging eigentlich hier vor? Statt der erwarteten Hilfe stürzte da nicht eine neue Feindeschar aus den umliegenden Wäldern? Wie damals bei Waterloo blieb Grouchy aus, der Verrat vollendete die Niederlage. Unter der Wucht dieser zahlreichen und frischen Schar von Verkäufern, die im Laufschrift zum Angriff vorrückten, begann eine entsetzliche Panik.

In dieser Sekunde fühlte Mazaud, wie ein Todeshauch über sein Antlitz hinwegzog. Saccard hatte er für allzu erhebliche Summen „in Kost“ genommen, jetzt hatte er die deutliche Empfindung, daß die Universelle ihn in ihrem Zusammensturz begrub. Indessen blieb sein hübsches gebräuntes Gesicht mit dem dünnen Schnurrbart unbeweglich und mutig. Er kaufte noch, erschöpfte die empfangenen Aufträge mit seiner durchdringenden Stimme eines jungen Hahnes, der über den Sieg aufjubelt. Auf der gegenüberliegenden Seite ließen seine beiden Gegner, Jacoby mit dem brüllenden Baß und Delaroque mit dem apoplektischen Gesicht, trotz aller Anstrengungen, sich gleichgültig zu stellen, eine größere Angst merken, denn jetzt erkannten sie Mazauds gefährliche Lage und fragten sich, ob er auch zahlen könne, wenn er in die Luft flog. Krampfhaft faßten ihre Hände den Sammet der Brüstung, ihre Stimmen kläfften aus mechanischer Gewohnheit des Handwerks weiter, während in ihren starren Blicken die ganze entsetzliche Angst des Gelddramas sich malte.

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

I.

Das Beste an der diesjährigen Ausstellung in dem unförmigen Glaskasten am Lehrter Bahnhof sind die deutlich erkennbaren guten Absichten, zu bessern. Man braucht die Vorgeschichte gar nicht gehört zu haben und würde doch selbst wahrnehmen, daß hier große Pläne durchkreuzt worden sind, nur zur Hälfte ausgeführt werden konnten. Der Ausbau der großen Halle, deren Entwurf von dem Berliner Architekten Alfred Wulke herrührt, bringt, solange man nur die Wirkung der Räume in Betracht zieht, zweifellos eine erfreuliche Abwechslung in die endlose Flucht der Mittelsäle, indem er ihr eine gewisse Gliederung giebt. Er wirkt auch mit seiner vollen Farbigeit und in dem Reichtum seines ornamentalen Schmuckes, der

allerdings etwas übertrieben erscheint, feierlich und mag als Festraum, um den sich die ganze Ausstellung gruppiert, seine Aufgabe erfüllen. Aber es läßt sich schwer denken, wie dieser „Repräsentationsaal“ als Ausstellungsraum eine befriedigende Verwendung finden könnte. Jedenfalls ist die jetzige Lösung unmöglich. Nur das monumentale Gemälde von Pubis de Chavannes erscheint hier im würdigen Rahmen; die Bilder kleinen Formats, die sonst die Wände bedecken, „verkrümeln“ sich gänzlich in dem weiten Raum.

Daß man auch durch die Auswahl der Werke der Ausstellung eine größere Bedeutung zu geben suchte, indem man drei Gruppen von Ausländern heranzog, wurde schon hervorgehoben. Die Vorführung der Hauptmeister des französischen Impressionismus war die große Ueberraschung, die sicher wohl eine programmatische Bedeutung haben sollte. Namentlich die Meeresstudie von Claude Monet ist in der Darstellung der sturmgepeitschten See und in den feinen blaugrauen und grünen Tönen ein ausgezeichnetes Beispiel seiner Kunst; aber auch die zarte Schneelandschaft und die farbige Ansicht einer Stadt an einem holländischen Kanal sind prächtig. Von Camille Pissarro werden ein paar gute Arbeiten seines älteren Stils gezeigt, von Alfred Sisley eine in den hellen Farben reizvolle Frühlingslandschaft und eine Baumallee. Wenig erfreulich wirken die beiden Bilder von Auguste Renoir in seiner neueren Art, mit aufgelösten bunten Farben; dagegen hat die Landschaft von Paul Cézanne den eigenartigen koloristischen Reiz, der manchen Schöpfungen des oft sehr schwer zu begreifenden Künstlers innewohnt. Auch die Seestüde des älteren Boudin sind ansprechend. Es ist also eine ganz stattliche Zahl von guten Bildern, wenn auch nicht gerade Meisterleistungen, durch die das Publikum auch in diesen heiligen Hallen in die moderne impressionistische Malerei der Franzosen eingeweiht werden soll.

Daneben hat sich die Leitung der Ausstellung ein großes Verdienst erworben, indem sie vier Arbeiten des unlängst verstorbenen Pubis de Chavannes vorführte, vielleicht des einzigen Malers in unsrer Zeit, der einen wahrhaft monumentalen Stil zu entwickeln vermocht hat. Im Hauptsaal hängt eine große Dekoration für die Bibliothek in Boston, eine Grotto, die seinen großen zeichnerischen Stil und seine Kompositions-kunst deutlich macht. Die Komposition ist in eine Wand eingeordnet, die durch eine Thür in der Mitte und durch Rundbogen gegliedert ist. Zu dem in der Mitte thronenden Genius, der das Licht hochhält, schweben von den Seiten die Wissenschaften und Künste symbolisierende weibliche Gestalten empor, ihm zu huldigen. Ein wunderbarer Wohlklang liegt in dem an- und absteigenden Rhythmus ihrer Bewegungen, die im ganzen einen starken Zug zu der Mitte hinauf entwickeln, und die schön geschwungenen Linien jeder einzelnen Gestalt in wassenden Gewändern sind wie immer neue Variationen desselben Themas. Das leichte ammutige Schweben der Körper ist mit einer außerordentlichen Kunst überzeugend gestaltet; es liegt ein Glanz von seliger Schönheit über ihnen, der allein durch das Spiel der Linien hervorgebracht ist, während die Gesichter ganz allgemein behandelt, kaum daß die Augen auch nur angedeutet sind. Der Komposition wird ein fester Halt durch die schematisch gezeichneten, gleichmäßig neben einander gereihten Bäume verliehen. Das gegenüber hängende Bild „Die Heiligen“ zeigt auch die Farbengebung des Künstlers, die sich mit wenigen breit hingeworfenen Tönen begnügt; allerdings wirken sie in diesem Bilde weniger zart als sonst. Auch die Charakteristik der Gestalten erscheint bei aller Strenge der Linienführung etwas leer; nur der aufrecht stehende Heilige hat eine grandiose Gebärde und jene Vertiefung des Gesichtsausdrucks, die bei dem Motiv erforderlich ist. Dagegen sind die beiden kleineren Bilder, die in dem Saale der Impressionisten hängen, „Die Zubereitung des Apfelweines“ und „Der Fluß“ (nicht, wie der Katalog sehr schön überlegt, „Die Riviere“), echte Beispiele seiner großen Kunst, die in den einfachsten menschlichen Tätigkeiten Symbole des Lebens zu sehen und der schlichten Gebärde einen großen Zug zu geben vermag; sie zeigen die diskrete Verwendung der Farbe, die gegenüber der starken Betonung der hier gezeichneten Konturen für seine flüchtige Behandlung charakteristisch ist.

Der Saal der Belgier, der dem der Franzosen benachbart ist, giebt wenigstens ein Bild von der außerordentlichen Verschiedenartigkeit der Strömungen, die in der Kunst dieses kleinen Landes zum Ausdruck kommen. Ein Grundzug liegt bei den meisten belgischen Malern indessen in einer gewissen Rückständigkeit der Auffassung, die die Natur mit einer soliden, ein wenig verben Technik darstellt; wenn Szenen aus dem Menschenleben geschildert werden, mischt sich leicht Sentimentalität hinein. In diesem Sinne kann man auf Frans von Leemputten, Edgard Farasyn, Charles Mertens, Victor Gilsoel, Adrien Heymans verweisen. Als ein Nachfolger von Pubis de Chavannes giebt sich Albert Chamberlani; aber gerade die Nähe der Werke des Meisters wird den seinen gefährlich, da sich so der Unterschied zwischen einfacher Größe und übertriebener leerer Pathetik allzusehr aufdrängt. Ein wunderlicher Geselle ist Leon Frederic, der diesmal in einem fünfteiligen Bilde „Die Natur“ darstellt. Wieder ist es die Ueberladenheit der Darstellung und die koloristische Härte des Ganzen, die er auch sonst hat; im einzelnen ist in der Malerei der Früchte und Blumen, mit denen alle Bilder überfüllt sind, viel Gutes. Zu den eigenartigsten Künstlern der Belgier gehört Eugène Laermanus, der ganz merkwürdige Darstellungen



der Volksmasse als eines Ganzen giebt. Es wirkt unheimlich, wie auf seinen Bildern die Menschen sich zusammen und einem Ziele zudrängen, als beherrschte sie ein einheitlicher Wille, demgegenüber der Einzelne jede Geltung verloren hat. So schiebt sich auf dem Bilde „Die Schädelstätte“ die Menge, wie von der Angst gejagt, dem Ausgange des Friedhofs zu. In dem andern Bilde „Im Dorf“ giebt er sich von einer neuen Seite; man sieht von einer Höhe in eine weite, offene Landschaft hinab, die von den Bindungen eines Flußlaufes durchzogen ist, an dem im Mittelgrunde ein Dorf liegt. Diese Weite der Aussicht wirkt sehr stark. Das Paar, das ganz vorn vorüberstreitet, zeigt ihn wieder als den Schilderer niedergedrückter und stumpf gewordener Menschen. In den Farben sind beide Bilder noch härter, als man es bei ihm gewohnt ist. Auch Ferdinand Knopp ist mit einem Bilde „Der Weibbrauch“ vertreten, in dem er von seiner besten Seite erscheint. Zwar ist das Gesicht der Frau, die, in einen schweren seidenen Mantel gehüllt, das Weibbrauchgefäß hebt, das bekannte mit dem schmerzlichen Juden um den Mund, und die ganze Anlage des Bildes ist so, daß man zunächst bestimmt glaubt, es schon einmal gesehen zu haben. Aber das Bild ist von einer bewundernswürdigen Feinheit in der arten grauen und grünen Farbe, die schwere Pracht des Seibengewandes wirkt außerordentlich reich, und wie angedeutet ist, daß sich hinter der Gestalt der weite Raum eines Kircheninneren öffnet, das zeugt von einer sicheren und starken Kunst. — Es mag hier gleich erwähnt werden, daß von der großen belgischen Bildhauerschule Constantin Meunier mit seinem „Arbeitsmann“, der in größerer Ausführung in der ersten Secessionsausstellung zu sehen war, und Jules Lagae mit einer Anzahl seiner lebensvollen Porträtbüsten vertreten sind.

Die Amerikaner, die nach der Internationalen Ausstellung von 1896 sich zum erstenmal wieder kollektiv beteiligt haben, machen bei näherer Prüfung nicht mehr einen so günstigen Eindruck wie bei flüchtiger Uebersicht. Nicht nur, daß eine ganze Anzahl Werke darunter sind, die wir bei uns mit „Kitsch“ zu bezeichnen pflegen; auch viele Arbeiten, die zunächst recht gut wirken, lassen dann doch zu deutlich ein Vorbild erkennen. Es ist wohl zum größten Teil eine Kunst aus zweiter Hand. Je nach dem, wo die Amerikaner in die Schule gegangen sind, in Paris, bei den Schotten und Engländern oder in Holland, zeigen sie ein andres Gesicht, das mit dem der Lehrmeister eine zu große Ähnlichkeit hat. Das muß man ihnen freilich zugestehen, daß sie ihre Vorbilder gut zu wählen gewußt haben. Aber in den sieben Jahren haben sie im allgemeinen keine Fortschritte zu größerer Selbstständigkeit gemacht. Man sieht unter den Landschaften Motive aus hügeligen Gegenden, die von einem Schotten gemalt sein könnten, oder zarte Abendstimmungen, wie sie in Paris jetzt beliebt sind; selbst die modernsten unter den Franzosen, die aus der Bretagne ihre Motive holen, haben unter den Amerikanern schon einen Anhänger. Aus diesem Durchschnitt heben sich aber einige Maler heraus. John Sargent, der allerdings schon mehr als Engländer gelten kann, zeigt ein vornehmes Porträt eines jungen Mannes; William Dana hat drei ausgezeichnete Damenbildnisse gesandt, bei denen indessen auch wieder Erinnerungen an die alten Engländer lebendig werden. George Hitchcock malt weiter seine leuchtenden holländischen Blumenfelder, giebt ihnen aber eine mittelalterliche Staffage. Ein sehr frisches Talent ist der in München ausgebildete Karl Marr, der ein reizvolles Bild eines Knaben und eine groß wirkende Landschaft in kleinem Format ausstellt. Ein Bildnis des Zionisten Israel Sangwill von Louis Loeb fesselt durch seine eindringliche Charakteristik. Von dem in Berlin gut bekannten Sari Melchers sieht man einen „Mann im Mantel“, der zu seinen besten Leistungen gehört; ein kleines Bild „Matrose und sein Schatz“ zieht an durch den lebenswürdigen Humor und durch die gemüthvolle Darstellung zweier einfacher Menschenkinder. Wenig erfreulich wirkt dagegen sein religiöses Bild „Christus und Jünger von Emmaus“, an dem nur der Ausdruck des dummen Erstaunens bei dem einen Jünger überzeugend gegeben ist. Den stärksten Eindruck unter den Bildern der Amerikaner macht das von Edwin Abbey, das die „Spielscene“ aus „Hamlet“ darstellt, wemgleich auch dieses den Einfluß der englischen Malerei erkennen läßt. Die düstere Stimmung in dem Kreis der Zuschauer die gerade aus dem Bilde herausbliden, ist mit starker psychologischer Vertiefung zum Ausdruck gebracht. Alles wirkt zu diesem Eindruck zusammen: die aus der Tiefe glühenden Farben, in denen das Ganze gehalten ist, die rot leuchtenden Flammen der Fackeln im Hintergrunde und der Ausdruck des Entsetzens, der in der verschiedensten Nuancierung auf allen Gesichtern, vor allem auf denen des Königs und der Königin, wahrnehmbar wird. —

— h 1.

## Wenn man etwas findet.

Unter diesem Titel plaudert „Papageno“ in der Berliner Wochenschrift „Die Nation“ (Berlin, Georg Reimer): Ich bin außerordentlich kurzfristig, trotzdem habe ich mit Hilfe einer scharfen Brille zweimal in meinem Leben etwas gefunden. Die Erfahrungen, die ich bei diesen Funden gemacht habe, veranlassen mich jetzt, stets die Brille abzugeben, wenn ich zu meiner Erholung spazieren gehe. Der erste Fund ereignete sich im Tiergarten. Partes Frühlingssgrün zeigte sich an den Bäumen, es war so recht ein Tag zum Umher-  
Schlendern. — „Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu

suchen, das war mein Sinn.“ Da sehe ich plötzlich auf dem Wege vor mir etwas blinken, bücke mich instinktiv und hebe einen Thaler auf. Drei Mark ist eine hübsche Summe, und ich will das Geldstück gerade in meine Tasche versenken, als mir noch rechtzeitig einfällt, daß es ja nicht mein Geld ist, daß wir in einem Rechtsstaat leben unter einer wohlorganisierten Polizei, und daß gefundene Wertobjekte auf dem sogenannten Fundbureau abzuliefern sind. Das Fundbureau ist aber so weit entfernt, daß um hin- und herzugelangen beinahe 3 Mark für eine Droschke aufzuwenden gewesen wären, außerdem wäre ich um meinen Spaziergang im Tiergarten gekommen. Ich überlegte, ob es unter diesen Umständen nicht ratsamer sei, dem Thaler wieder dorthin zu werfen, von wo ich ihn genommen hatte. Während ich noch darüber nachgrübele, ob ich unter den Gesetzen des preussischen Staates berechtigt sei, ein einmal gefundenes Wertobjekt einfach wieder fortzuwerfen, kommt ein Schutzmann des Weges. Ich fliege diesem Retter in der Not entgegen und will ihm freudestrahlend meinen Thaler in die Hand drücken. Er lehnt dies Danaergeschenk aber ebenso höflich wie entschieden ab, indem er mich darauf aufmerksam macht, daß er nicht legitimiert sei, solche Fundstücke kurzerhand entgegenzunehmen; ich müsse damit aufs Fundbureau nach dem Alexanderplatz. Jetzt war für mich das Schicksal des Thalers entschieden. Ich warf ihn wieder auf die Stelle, wo ich ihn gefunden hatte und forderte den Schutzmann auf, ihn nun seinerseits zu finden. Dazu hielt dieser sich aber ebenfalls nicht befugt, denn es war ja mein Fund, dessen ich mich in dieser etwas rückichtslosen Art entledigt hatte. Glücklicherweise kam jetzt ein zweiter Schutzmann, mit dem der erste Wächter des Gesetzes sich eingehend beriet, was in dieser schwierigen Angelegenheit zu thun sei. Inzwischen kamen weitere Spaziergänger vorbei, sahen die Ansammlung von Polizei und glaubten, daß irgend ein großes Verbrechen begangen wäre. Ein richtiger Berliner Schusterjunge, der ein Paar Stiefel auszutragen hatte, gestellte sich zu den Gaffern, sah den Thaler am Boden liegen und stürzte sich wie ein Habicht auf diese Beute; die Schutzleute aber rissen ihn energisch zurück und machten ihm deutlich begreiflich, daß es nicht sein Geld sei, das da liege, er solle sich gefälligst nicht an fremdem Eigentum vergreifen. Nach diesem dramatischen Höhepunkt verließ ich die Scene. Was aus dem Thaler geworden ist, das entzieht sich meiner Kenntnis. Ich vermute aber, daß ein starkes Aufgebot der Schutzmannschaft den Thaler vor den Griffen Unbefugter treu und ehrlich bewacht hat. Ich nahm mir aber vor, so bald nichts wieder zu finden.

Diesem guten Vorsatz wurde ich nach einiger Zeit doch wieder untreu, und das kam so:

Ich stehe am offenen Fenster und sehe meinem Jungen nach, der vergnügt in die Schule pilgert. Noch im Vorgarten bleibt er plötzlich stehen und ruft mir zu: „Hier sitzt ein wunderschöner, bunter Vogel; komm doch herunter und fang' ihn; ich habe keine Zeit mehr, ich muß in die Schule.“ Während er davonläuft, marschiere ich in den Garten und sehe einen reizenden Wellensittich, der aus irgend einem Bauer sich in die Doffentlichkeit geflüchtet hatte. Mit einiger Mühe gelingt es mir, den Vogel zu erfassen. Ich trage den Gefangenen ins Haus und setze ihn in einen Käfig. Das reizende Tierchen erwirbt sich sofort die Sympathie der ganzen Familie, wird getränkt, mit Spitzamen, Hanf und Hirse gefüttert und befindet sich in der neuen Haft augenscheinlich ganz wohl. Nachdem alle die menschenfreundlichen, im vorliegenden Fall muß man wohl sagen vogelfreundlichen Handlungen vorgenommen waren, erwachte in mir abermals das Polizeigewissen. Der Vogel war das Eigentum eines andern, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Es blieb nichts übrig, als ihn polizeilich anzumelden. Ich nahm deshalb eine Zweipfennig-Postkarte und zeigte schriftlich dem Polizeibureau meines Reviers unseren neuen Gast an. Die Wirkung war, daß am nächsten Tage ein stämmiger Schutzmann in meiner Wohnung vorprach und meiner Frau eingehende Verhaltensmaßregeln gab, was nunmehr gesehen müsse. Zunächst schärfte er ihr mit erhobenem Zeigefinger ein, sie dürfe den Vogel unter keinen Umständen wieder fliegen lassen. Vielleicht hatte er die Geschichte von dem Thaler bernerommen und dachte mit Schrecken an den Gewissenskonflikt, in den alle Beteiligten bei jenem Anlaß geraten waren. Nachdem ihm versichert war, man werde nach Möglichkeit dafür Sorge tragen, daß der Vogel nicht entwische, wurde die Frage aufgeworfen, was dann geschehen würde, wenn der Vogel sterben sollte. Ueber diesen Punkt war der Schutzmann nicht genügend orientiert, er zuckte nur mit den Achseln und fügte hinzu, es werde ein volles Jahr verstreichen müssen, ehe wir den Vogel als unser Eigentum betrachten dürften. Bis dahin hätten wir ihm Kost und Logis zu gewähren, damit der rechtmäßige Eigentümer, wenn er sich melde, das Tier auch in guter Gesundheit wieder vorfinde. Damit verschwand der Mann vom Revier. Was machen wir nun mit unserm Pflegling? Der Wellensittich gehört bekanntlich zu den Inseparables; wir müssen fürchten, daß er jetzt, wo er „endlich allein“ ist, vor Sehnsucht stirbt. Bin ich nun, nachdem die Polizei mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut hat, diesen Vogel seinem rechtmäßigen Herrn unverfehrt zu erhalten, genötigt, für meine Rechnung einen zweiten Vogel anzuschaffen? Und wenn er sich mit diesem nicht vertragen kann, einen dritten und vierten, bis der passende Gefährte gefunden ist? Das scheint mir über die zu verlangende Sorgfalt eines bonus et diligens pater familias doch hinauszuweisen. Wir haben deshalb auf Rat meines Jungen, der uns zuerst auf diesen kostbaren Vogel aufmerksam gemacht hatte, an das Gitter des Käfigs einen Spiegel gehängt, in dem unser Wellensittich sich jetzt erstaunt beschauct. Diese Vorpiegelung



einer Lebensgefährtin dürfte gerade bei Wellensittichen um so eher durchzuführen sein, als nach Brehm, den wir natürlich ebenfalls sofort zu Rate gezogen haben, bei diesen interessanten australischen Vögeln die beiden Geschlechter kaum von einander zu unterscheiden sind. Augenscheinlich ist übrigens die Stimmung unfres Gefangenen seit Anbringung des Spiegels eine wesentlich gebessene. Aber wer bürgt dafür, daß sich diese Täuschung auf die Dauer aufrechterhalten läßt? Jedenfalls haben wir uns mit diesem neuen Funde eine gute Gewand, und wir hehnen den rechtmäßigen Besitzer herbei, der uns von diesem mit Mühe gefangenen Vogel wieder befreit. —

### Kleines feuilleton.

tz. Die Vegetation der Chatham-Inseln. Wie sich die Pflanzenwelt eines kleinen Insellandes verändert, wenn sich der weiße Einwanderer mit seiner Kultur darauf niederläßt, dafür sind die Chatham-Inseln ein Beispiel. Diese australischen Inseln, die östlich von Neu-Seeland liegen, bestehen im allgemeinen aus einem niedrigen Terrain, das jedoch nicht eben, sondern mehr wellig ist. Die höchsten Hügel erheben sich indes nicht über 1000 Fuß. Ein Drittel des Landes wird von Seen und Lagunen gebildet, große Sümpfe sind häufig, und zwar sowohl auf dem Hügellande wie in den Niederungen. Der Boden besteht auf weite Strecken hin aus Torf. Ist dieser stark ausgetrocknet, so kann er leicht entzündet werden und dann brennt der Boden mitunter jahrelang. Denn der jährliche Regenfall ist nicht sehr beträchtlich, obwohl es nach sechsjährigen Beobachtungen an 190 Tagen durchschnittlich regnet. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 11½ Grad, sie ist also nicht viel höher als die von Berlin. Allerdings besteht trotzdem ein großer Unterschied zwischen unserem Klima und dem der Chatham-Inseln. Denn auf diesen ist ein Frost eine ganz seltene Erscheinung. Die Temperatur ist überhaupt dort sehr gleichmäßig. Im Dezember, dem heißesten Monat der südlichen Halbkugel, steigt sie höchstens bis 21 Grad, im August, dem kältesten Monat, schwankt sie zwischen — 1 und + 14½ Grad. Nach den neuesten Veröffentlichungen D. Coqagnes über das Pflanzenleben dieses Insellandes verschwindet die einheimische Natur immer mehr unter dem Einfluß der weißen Einwanderer. Die Ureinwohner trieben überhaupt keinen Ackerbau, auch fügten sie der Pflanzenwelt keinen Schaden zu, da sie an vegetabilischer Nahrung nur den Wurzelstock vom ehbaren Adlerfarn und die gelben pflaumengroßen Früchte des glatten Keulenbaums (Corynocarpus laevigata) verwendeten. Auch die civilisierten Einwanderer trieben zwar nicht viel Ackerbau, indes brachten sie doch einige Pflanzen und Tiere mit, die die ursprüngliche Vegetation stark verändert haben und sie nach und nach wahrscheinlich unterdrücken werden. Viele Pferde und Rinder leben wild und über 60 000 Schafe treiben sich frei auf dem Inselgebiet umher. Da kann es natürlich nicht fehlen, daß eine Menge der einheimischen Gewächse, zumal die Bäume und Sträucher, dem Untergang verfallen. Die Chatham-Inseln haben 217 Gehölzpflanzenarten, darunter 51 Kryptogamen. Alle diese Pflanzen sind mit denen von Neu-Seeland identisch oder ihnen doch so nahe verwandt, daß sie fast mit ihnen identisch erscheinen. Nur eine Art fehlt in Neu-Seeland, ist dafür aber im übrigen australischen Gebiet sehr verbreitet. Außerdem ist eine Art — und nur diese eine Art — den Chatham-Inseln eigentümlich. Nach diesem Pflanzenbefunde muß man annehmen, daß das Inselgebiet einst einen Teil von Neu-Seeland bildete. In tertiärer Zeit scheint es aus dem Meere hervorgetaucht zu sein, um dann wieder ein Stück hinauszukunten, so daß das Verbindungsland zwischen ihm und Neu-Seeland gänzlich unter Wasser geriet. Heutzutage giebt es immerhin reichliche Wälder auf den Chatham-Inseln, aber die Bäume sind nicht so hoch und kräftig wie auf Neu-Seeland. Charakteristisch wie für dieses so auch für die Chatham-Inseln sind die eifrig wuchernden Farnkräuter. Auf dem lehreren Inselgebiete giebt es vier Baumfarn, von denen drei zu der weitverbreiteten Baumgattung der Tutenfarn Cyathea gehören. Manche Pflanzen, die bei uns unansehnliche Kräuter sind, wie Kreuzkraut (Senecio) und Ehrenpreis (Veronica) bilden hier Bäume. Eine Pflanze, die durch die Europäer auf das Inselgebiet gebracht worden ist, die Brombeere, verbreitet sich hier ungemein. Sie bildet bereits ganze Dickichte und verdrängt sehr schnell die einheimische Vegetation. Infolge ihrer starken Dornen, ihres raschen Wucherns ist sie auch vortrefflich geeignet, dem europäischen Weidewich Widerstand zu leisten. —

### Theater.

Neues Theater. (Gastspiel der Hansi Niese.) „Der g'rade Mischl“. Volksstück in drei Akten von Alexander Engel und Julius Horst. — Als Nesi hat die Hansi Niese auf der Bühne ein langes und breites über das „Mischen“ zu schimpfen. Die Zuschauer werden ähnlich empfinden haben. Das Drum und Dran, die Umwelt, die man, um den Wiener Gast zu hören und zu sehen, mit in Kauf nehmen mußte, eben diese Novität der Herren Engel und Horst war ein böses Ding. Hätte in der Schale nicht eben die Niese als Kern gesteckt, es wäre unerträglich gewesen. Die Nesi ist eine, die sich, wie sie behauptet, aufs Wahr-sagen versteht. Die Folge der Wahrheiten, mit denen sie ihre verschiedenen Madams traktiert hat, war, daß sie regelmäßig

nach ein paar Wochen aus jeder neuen Stellung an die Luft befördert wurde. Ein betagter reicher Junggeselle, den die verlogenen Schmeicheleien erbärmlicher Verwandten so rabiat gemacht haben, daß er überall Verstellung fürchtet, engagiert das Mädchen extra dieser Specialbegabung wegen als Wirtschafterin. Für jede saftige Wahrheit, die sie ihm verabreicht, soll sie einen Gulden bekommen. Mit heiterer Gelassenheit übt Nesi ihre Kunst; und unter dem wohlthätigen Rauber ihrer durch die Aussicht auf Barverdienst noch gesteigerten Grobheit entwickeln sich die zärtlichsten Gefühle in des Alten Brust. Die Unheil ahnenden Verwandten werden in die Flucht geschlagen und schließlich rückt der „Schmutzian“, der „Etel“, und wie sie sonst noch ihren Döner ins Gesicht hinein tituliert, mit einem Heiratsantrag an. Selbstverständlich ist die Nesi längst mit einem Schatz — einem schwarzen Schornsteinfeger, der sich um sie mit einem weißen Vädergesellen balgt — versehen. Als sie das dem Freier überlegen ruhig vorhält, erkennt der Alte, daß die Wahrheit unter Umständen höchst unangenehm sein kann, und veranstaltet einen großen Verzweiflungsausbruch. Die Nesi führt ihm aber eine Dame, die sich im ersten Akte verheißungsvoll schon angekündigt hatte, zu, eine einst Geliebte, Ungetreue, die inzwischen alles geliebt hat, und so kann Herr Winkler uns und die Verwandtschaft zu guterletzt doch noch durch eine Verlobung erfreuen. Die lästige ungeschickte Verpackung dieses Volksstücks hatte aber der könnigen Natürlichkeit und der guten Laune der Niese nichts anzuhaben vermocht. Von ihrem tiefen, biegsam jeder Stimmungsnüance sich anschmiegenden Organ strömte ein unwürdig herzlichem Behagen aus, das auch auf die dümmsten Nebenarten noch etwas wie einen verklärenden Schein zurückwarf; und nicht minder vergnüglich war es für die Augen, das lustige Zwinkern, das rasch über das Gesicht hin huschende Lachen und die drollig resoluten Bewegungen zu verfolgen. So wie sie Wienerisch gemittelt ihre Grobheiten austeilte, waren sie von dem alten Junggesellen sicher nicht zu teuer bezahlt. Sie ist nicht hübsch und sie nimmt auch nicht gleich gefangen, man muß sich erst etwas hineingewöhnen in ihre Art, aber dann erlaunt man, wie warm man das Persönliche empfindet. Sie spielt sich selbst, das ist der Eindruck, und durch das Spiel wird man ihr selber gut. „Ihr Glas ist klein, doch sie trinkt aus eignem Glase.“ Außerordentlichen Beifall fand sie in den beiden Einlagen, in dem arg-sentimentalen Couplet „Kunst und Natur“ und in der Variétéscene des Schlusakts. Das Verbe, die Akrobaten-stomifer-Jongleur-Nachahmungen, gelang ihr charakteristischerweise am besten, weniger, sahien, mir die Chansonnettenparodie. — dt.

### Humoristisches.

— Vergaloppiert. Professor: „Guter, Sie sind ein ganz gewissenloser, fauler Mensch; dazu arrogant und bodenlos dumm! Wenn ich Ihren Vater sehe, werd' ich ihm dasselbe sagen!“ —

— Anders genommen. „Wenn Sie meine Nichte heiraten, bekommen Sie jedenfalls ein aufopferndes Mädchen zur Frau!“ —

„Wie viel hat sie denn aufzuopfern?“ —

— Rücksichtvoll. Wirt (zum neuen Hausknecht): „... Und wenn g'raust wird, so wirfst D' alle vorn bei der Hausthür' naus — bloß den Bürgermeister hinten bei der Hofthür, daß er auf 'n Misthauf'n fällt und ihm nix passiert!“ — („Fliegende Blätter.“)

### Notizen.

— Die königlichen Theater schließen die heutige Saison am 18. Juni; am 18. August beginnt die neue Spielzeit. —

— Lini Senders ist für das kleine Theater engagiert worden. —

— Max Halbes neues Schauspiel „Der Strom“ wird im Wiener Burgtheater die Erstaufführung erleben. —

— Das Dresdener Hoftheater hat das fünfaktige Drama „Ovid“ von Julius Roth zur Aufführung angenommen. —

— In der Berliner Seceßion spricht am 22. Mai, abends 8 Uhr, Alfred Gold über: „Was bedeutet uns die impressionistische Malerei?“ Die Ausstellungsräume bleiben an diesem Abend bis 10 Uhr geöffnet. —

— Die Leipziger Verlagsbuchhandlung W. Diebener hat zwei Preisausgaben erlassen, deren eines Entwürfe für die Dekoration moderner Taschenuhrgehäuse und das andre für künstlerische Frauenkostüme mit passendem Silberschmuck zum Gegenstand hat. Nähere Auskunft erteilt das Leipziger Kunstgewerbe-Museum. —

— Für die besten Entwürfe zu einem Stadthaus in Bremen sind ausgesetzt: ein erster Preis von 8000 M., zwei zweite Preise von je 6000 M., zwei dritte Preise von je 3000 M. und zwei vierte Preise von je 2000 M. —

c. Ein Gesetz gegen die Karikatur ist in Pennsylvania (Nordamerika) angenommen worden. Danach ist es ein Vergehen, von jemand eine Karikatur zu machen, wenn dadurch „sein Geschäft oder seine Aussichten gestört werden“. Die Zeitungen von Philadelphia spotten über die Bill, und ihr erster Erfolg war, daß alle — sofort lächerliche Karikaturen und Leitartikel zu diesem Thema brachten. —